

[FOLIE 1]

Baustelle des Frühneuhochdeutschen. Luthers Revisionen der eigenen Bibelübersetzung

Ich freue mich sehr, dass ich im Rahmen der begleitenden Vorträge zur Ausstellung „Wie Luthers Worte fliegen lernten – Handschriften und Flugschriften der Reformation“ hier in der Sächsischen Landes- und Universitätsbibliothek in Dresden die Möglichkeit habe, einige Überlegungen zum Autor und Übersetzer Martin Luther anzustellen und dies im Kontext neuerer soziologischer Ansätze zu tun. Gewissermaßen schließe ich damit leider weder an den Vortrag von Konrad Küster zu den sächsischen Musikquellen des Reformationsjahrhunderts, oder die „Wittenberger Nachtigall“, noch kann ich mit einer musikalischen Quellenpräsentation mithalten, wie sie Ihnen das Ensemble AUDITIVVOKAL DRESDEN unter Leitung von Olaf Katzer vor Weihnachten geboten hat. Ich bin zum einen Linguist, Sprachwissenschaftler, und als solcher wende ich mich der deutschen Sprache in einer Weise zu, die manchmal unter dem Verdacht steht, recht technischer Art zu sein, ohne das Schöne, das Besondere oder gar die Norm zu würdigen. Aus meiner Perspektive, mit einem Faible für die Grammatik des Deutschen, stellt sich das freilich

anders dar, aber dazu später mehr. Zum zweiten, und das wiegt noch viel schlimmer, als sich für Grammatik zu interessieren, bin ich Sprachhistoriker. Und als solcher bin ich Wandlungsphänomenen der deutschen Sprache gegenüber beinahe immun oder zumindest recht leidenschaftslos – das macht meine Position für jedwede öffentlicher Sprachkritik zum Angriffspunkt. Da ich mir dessen sehr bewusst bin, sparen Sie bitte nicht mit Ihrer Kritik – denn sie passt zur Kernfrage meines kurzen Vortrags:

[FOLIE 2]

Wie ist das Konzept des Störenfrieds, des *puer robustus* nach Dieter Thomä, auf den Autor und Übersetzer Luther übertragbar? Mit dieser Leitfrage greife ich einige interessante Aspekte nicht nur in Luthers Biographie auf, sondern stelle vielmehr die Frage, ob wir bei der Bewertung seiner Rolle für die Entwicklung des Frühneuhochdeutschen nicht viel stärker berücksichtigen müssen, *wer* und *was* Luther war.

[FOLIE 3]

Dieser Frage nähere ich mich über einen kleinen Umweg. Denn ich werde Ihnen erstens kurz das Konzept vorstellen, das Sprachwissenschaftler vereinfachend als „Frühneuhochdeutsch“ bezeichnen, und mich dabei auch auf das Ostmeißnische, also die ostmitteldeutsche Varietät konzentrieren, die mit Martin Luther einen namhaften Multiplikator im 16. Jahrhundert hatte.

In einem zweiten Schritt stelle ich Ihnen in aller Kürze das Konzept des *puer robustus*, des Störenfrieds, nach Dieter Thomä vor, und werde an einigen ausgewählten Auseinandersetzungen Luthers zeigen, weshalb das Konzept des *puer robustus* im Hinblick auf die Bewertung des Reformators Luther furchtbar gemacht werden kann, wenn man sein Konzept von Autorschaft – und das wird der letzte Schritt sein – als eines versteht, dem das Prinzip der fortlaufenden Störung inhärent ist. Ich möchte vorschlagen, dieses Prinzip als Triebfeder einer der mit Luther, weiteren gelehrten Übersetzern, Druckern und Gestaltern produktivsten Baustellen des Frühneuhochdeutschen zu verstehen. Vorsichtshalber erwähne ich es explizit, was angesichts der Gliederung schon offenbar werden sollte: Was ich heute hier vorstelle, sind Hypothesen, die darauf abzielen, den Autor

und Übersetzer Martin Luther und schließlich seinen Schaffensprozess differenzierter zu beschreiben.

[FOLIE 4]

Einleitend möchte ich Ihnen sehr knapp das Frühneuhochdeutsche umreißen, damit sie eine knappe Vorstellung davon haben mögen, wovon schlussendlich gesprochen wird, wenn die „Meißnische Kanzlei“ thematisiert wird.

[FOLIE 5]

Da ich als Student mich durch teils sehr monotone Darstellungen der Sprachgeschichte des Deutschen quälte, bevorzuge ich mittlerweile diesen Stammbaum – wohl wissend, dass diese Metapher problematisch ist -- von Minna Sundberg. Sie zeigt das Hochdeutsche, also zunächst das Oberdeutsche, und seine Wurzeln im Germanischen, das wiederum auf das Indoeuropäische zurückreicht.

[FOLIE 6]

Präziser geht es freilich so, auch wenn hier noch immer eine Menge Idealisierung im Spiel ist. Die Sprachgeschichte des Deutschen ist keinesfalls so harmonisch und gleichförmig verlaufen, dass sich diese ab 750 in 300-Jahres-Schritten weiterentwickelt; die Periodisierung der Sprachstufen, wie sie heißt, ist lediglich ein Konstrukt, um kontinuierlichen Wandel anschaulich und nachvollziehbar klassifizieren zu können. So zieht man denn auch meist sprachexterne Faktoren für die genaue Einteilung heran. Was aber deutlich wird, wir sprechen mit dem Frühneuhochdeutschen die Epoche an, die unserem heutigen Sprachgebrauch am nächsten liegt und schon viele Gemeinsamkeiten mit unserem heutigen Neuhochdeutschen aufweist, aber teils auch gravierende Unterschiede. Gemeinsam ist den Varietäten des Hoch-, also zunächst Oberdeutschen, dass sie, im Gegensatz zum Niederdeutschen die zweite Lautverschiebung mitgemacht haben, wie man sagt.

[FOLIE 7]

Das erkennt man daran, dass sich beispielsweise aus *hairto* im Gotischen im Althochdeutschen *herza* entwickelt; aus dem *t* wird nach Konsonant ein

z – und dieses unterscheidet noch heute die Varietäten des Nordens, die diese Verschiebung und noch eine Reihe andere nicht mitmachten, vom Deutschen. Zum Beispiel ist das englische heart auf altenglisch heorte (hier erkennt man noch den alten Zwielauf) zurückzuführen. Neben dieser recht einschneidenden Veränderung sehen Sie vor allem über das Mittelhochdeutsche bis ins Frühneuhochdeutsche und Neuhochdeutsche eines: Die vollen Nebensilben werden nach der Festlegung des Akzents auf die erste Stammsilbe abgebaut zu <e>, bis sie schließlich ganz entfallen. Mit ihnen geht die grammatische Information dahin, die gemeinhin in synthetischen Sprachen wie dem Lateinischen codiert ist – diese Informationen müssen in Zukunft anders nachgeliefert werden, z.B. durch Artikel. Sie sehen also, nicht die Jugend oder das Smartphone oder der Fernseher, das Telefon oder das Buch macht „unsere Sprache schlechter“, sondern die Sprecher, die – da die Zunge ein Muskel ist – den bequemsten Weg zur Artikulation wählen.

Vielleicht fragen sich jetzt einige: Wo kommt denn das Genitiv-s bei „Herzens“ wie in „Schwäche des Herzens“ im Neuhochdeutschen her? Und warum hat der Lasch dieses eingeklammert? Im Gegensatz zum Dativ („ich trage dich im Herzen“), bei der Sie vielleicht nachvollziehen können, warum

die Endung nach und nach nicht mehr realisiert wird, sitzen sie beim Genitiv einer Mode auf:

[FOLIE 8]

Im Digitalen Wörterbuch der Deutschen Sprache, kurz DWDS, das auch das so genannte Deutsche Textarchiv, kurz DTA, einschließt, können sie in den normalisierten Korpusdaten erkennen, dass die Genitivmarkierung von Herz eine relativ junge Erscheinung ist und – bis auf die Verwendung in Komposita (da ist es aber kein Genitiv-s) wie in „Herzensgrund“ oder „Herzengüte“ – in ein paar Jahren auch in schriftlichem Gebrauch wieder ausgeschlichen sein wird, im mündlichen Sprachgebrauch werden sie es kaum noch hören: Jeder oder jede wird Sie schräg anschauen, wenn Sie in einem Gespräch antworten: „Das ist eine Angelegenheit des Herzens“.

[FOLIE 9]

Doch zurück zum Frühneuhochdeutschen, das man gemeinhin von 1350 bis 1650 datiert und welches vor allem durch das Ostmitteldeutsche geprägt worden sei. Einer der Gründe ist sicher, dass der

ostmitteldeutsche Sprachraum im Mittelalter als ein Einwanderungsgebiet zu bezeichnen ist – das hat zur Folge, dass sich hier über mehrere Jahrhunderte eine Varietät, eine Sprachgebrauchsform etabliert, die eine enorme kommunikative Reichweite nach Norden und Süden hat. Denn anders als die Dialekte in den Altsiedelgebieten westlich der Mittelgebirge werden in dieser Ausgleichsvarietät Merkmale verschiedener Dialekte zusammengeführt und es kommt überdies zu einer Vermischung mit der slawischen Bevölkerung und deren Sprachgebräuchen.

[FOLIE 10]

Das führt schlussendlich zu der Gliederung der Sprachlandschaft des Deutschen, wie sie heute – mit Abstrichen – noch gelten mag. Die „Anschlussfähigkeit“ und der daraus resultierende kommunikative Erfolg des Ostmitteldeutschen lässt sich auch geographisch erahnen.

[FOLIE 11]

Des Weiteren spielen am dem späten Mittelalter die Städte als neue kulturelle Zentren neben den adligen Höfen eine immer größere Rolle. Am

Beispiel des Aufstiegs der Stadt Leipzig, prototypisch für diese Zeit, kann man dies illustrieren. Leipzig liegt an der Kreuzung zweier wichtiger Handelsstraßen, der via regia und der via imperii im Herzen Europas und wächst nach der Gewährung der Stadt- und Marktrechte sehr schnell.

Wenn Sie heute in die Stadt gehen, stehen Sie am Eingang der Mädlerpassage am Marktplatz mit dem Rathaus vor sich und der Thomaskirche im Rücken direkt auf der alten Straßenkreuzung, um die die Stadt herum wächst. Die Nikolaikirche, die Kirche des Schutzpatrons der Händler, ist nicht mehr als einen Steinwurf entfernt.

Doch nicht allein wegen der Märkte und der damit verbundenen Einnahmequellen sind Städte attraktiv und für unsere Frage von Bedeutung, sondern vor allem, da sie zu Zentren für Wissenschaft und Buchdruck werden. Kurz nach 1400 wird die Leipziger Universität gegründet und wächst weiter rasant, als das Stapelrecht Anfang des 16. Jahrhunderts weit ausgedehnt wird.

[FOLIE 12]

Die Infrastruktur von Städten ist für den Buchdruck notwendig, die Medienrevolution am Ausgang des 15. Jahrhunderts. Zunächst ahmt man in Inkunabeldrucken noch die Handschriften nach und fertigt Prunkdrucke an wie die gesüdete Weltkarte, schnell wird der Druck aber auch für Flugschriften und Flugblätter eingesetzt.

Die meisten Druckereien etablieren sich nach Erfindung des Drucks mit beweglichen Lettern zwar in Oberdeutschland, im Norden und Osten entstehen aber bald nach der Erfindung prominente Druckereien u.a. in Erfurt, Leipzig, Wittenberg und Lübeck.

Und damit sind drei zentrale Bedingungen für den Erfolg der Reformation genannt: 1) Die kommunikative Reichweite des Ostmitteldeutschen, 2) die Bedeutung der Universitätsstädte, die zugleich 3) meist Städte sind, in denen gedruckt wird. Auch wenn die lateinischen Drucke die deutschsprachigen Drucke noch bei weitem überwiegen, haben Luthers deutschsprachige Drucke von Anfang an eine hohe Reichweite und einen großen Anteil an den deutschsprachigen Drucken.

[FOLIE 13]

Dazu tragen nicht allein nur seine Texte bei, sondern die Gesamtarrangements aus Text, Satz und Illustration. Heute und vor dem Hintergrund dessen, was man über die Entstehung z.B. der Bibeltex-te weiß, müsste man eher von Lutherwerkstätten als vom Genius Luther sprechen, die die Bibel in eine Form schnitten, die nicht nur verständlich, sondern auch ästhetisch betörend und deshalb besonders gut verkäuflich war.

[FOLIE 14]

Und so kommt es, dass man für eben diese Zeit vom Ostmitteldeutschen im 17. Und 18. Jahrhundert als einer Prestigevarietät spricht, obwohl der Zirkel, den hier König aufmacht, nur als Hypothese zu verstehen ist.

[FOLIE 15]

Zusammenfassend noch kurz ein Blick auf die sprachlichen Merkmale des Frühneuhochdeutschen, bevor ich weiterreile:

[FOLIE 16]

Nach dieser recht holzschnittartigen Charakterisierung des Frühneuhochdeutschen im Rahmen einer Sprachgeschichte des Deutschen wende ich mich nun dem Thema zu, das uns direkt auf die Frage führen wird, weshalb ich über „Baustellen des Frühneuhochdeutschen“ referieren möchte. Der Übersetzer, Autor und Mensch Luther erscheint, das zeigt auch das vergangene Reformationsjubiläum, trotz aller berechtigten Kritik meist als eine übergroße Figur, die die Frühe Neuzeit und vor allem das Frühneuhochdeutsche maßgeblich prägte. Das mag stimmen, allerdings werden die wenigen Aussagen Luthers, meist aus dem Sendbrief zum Dolmetschen, so Karlheinz Jakob jüngst, „in der Literatur oft so dargestellt, als seien sie Teile aus einem großen Sprachprogramm Luthers. Dieser – oft nicht intendierte – Effekt täuscht über das wirkliche Ausmaß der überlieferten Belege für Luthers Spracheinschätzungen und Sprachwissen hinweg“. Denn es wird zum einen gern übersehen, dass für den Erfolg seiner volkssprachigen Schriften eben jene spezifischen Voraussetzungen notwendig waren, die ich Ihnen gerade knapp vorstellte. Zum anderen war er wohl auch nicht allein für die durchschlagende Wirkung seiner Schriften

verantwortlich. Vielmehr sollte man vom Erfolg der 'Lutherwerkstätten' sprechen, die medial, inhaltlich und sprachlich einzigartige Druckzeugnisse hervorbrachten – mit Sicherheit mit Luther als unruhiger Inspirationsquelle und arbeitswütigem Sprachbegabten. Und genau das wird der Ausgangspunkt meiner weiteren Überlegungen sein: Das Konzept des „puer robustus“.

Martin Luther ist – neben Müntzer, Melancton oder Zwingli - wohl bekanntester Akteur in der Narration über die Reformationsbewegung in Mitteleuropa und am Beginn der Frühen Neuzeit. Als Reformator stilisiert und überhöht, ist kennzeichnend für ihn, dass er sich gegen gesellschaftlich konventionalisierte Normen stellte und hergebrachte Deutungen und Deutungshoheiten konsequent angriff. In der Rezeption wird aus dem bezeugten Hilferuf „Gott helfe mir! Amen.“ auf dem Wormser Reichstag 1521 später ein triumphales und sprichwörtlich gewordenes „Hier stehe ich, ich kann nicht anders.“ gemacht. In diesem Geiste ist auch das Gemälde von Anton von Werner um 1900 entstanden. Doch auch wenn Luther nur um Beistand gebeten hat, so war Karl V. entsetzt über die Zuspitzung des Konfliktes mit Luther, dem Störenfried, dem puer robustus. Auf der einen Seite gefeierter Held, auf der anderen

Seite verdammungswürdiger Ketzer läuft er gegen gesellschaftliche Normen an und setzt seine Gegner in symbolischer Kommunikation herab - mit Worten, mit Gesten und mit Werken. Was sich Luther in Worms nicht zu sagen wagte, wird in Wittenberg gedruckt und in die Welt geschickt. Aus der Position des Ohnmächtigen, wie sie nirgendwo deutlicher als in Worms wird, hegt er Areale ein, in denen er – und seine Anhänger – beanspruchen, die neuen auslegenden und deutenden Autoritäten zu sein. Dass dies keinesfalls konfliktfrei ablaufen kann, ist bekannt. Bisweilen scheint es mir aber so zu sein, dass die Schärfe, in der die Konflikte ausgetragen werden, heute für Verwunderung sorgt. Was aber, wenn z.B. Luther dem Wesen nach ein Störenfried war? Gegen welche Normen lief er an? Welche Grenzen verletzte er? Von welchen Normen sprechen wir und von welchen Ordnungen? Welche Konsequenz hat darin der für die Narration der Reformation zentral gewordene Spruch „Hier stehe ich, ich kann nicht anders“, wenn man ihn mit einer Philosophie des Störenfrieds zusammendenkt?

Das Konzept des *puer robustus* wurde von Dieter Thomä in seiner Studie *Puer robustus. Eine Philosophie des Störenfrieds* 2016 in historischen

Fallstudien unterschiedlicher *pueri robusti* in einer – nicht abgeschlossenen – Klassifikation entwickelt.

Er setzt leider erst bei Thomas Hobbes und Jean-Jaques Rousseau an und skizziert den *puer robustus* wie folgt: Er sei – je nachdem, in welchen Sujets er auftritt – als schlechter oder guter Mensch bewertet worden, starker Retter, Opfer, Held, armes (also auch dummes) Kind (Siegfried bei Richard Wagner), ein kulturspezifisches Produkt, Revolutionär, Ödipus, Anarchist, Abenteurer, Halbstarker bzw. irgend ein anderer Wilder bzw. Halbwilder. Sie sehen schon an dieser kurzen Auflistung, dass Thomä mit diesen Kategorisierungen immer die Typen und Rollen im Blick hat, die durch nicht konformes, das heißt als nicht normal konventionalisiertes Verhalten auffallen – wobei die Bewertung aus Sicht einer Mehrheits- auf eine Minderheitsgesellschaft durchaus ambivalenter Natur ist.

[FOLIE 17]

„Der *puer robustus* schlägt zu, eckt an, begehrt auf. Er spielt nicht mit, gibt nicht klein bei, handelt auf eigene Faust, verstößt gegen Regeln. Er ist unartig, unverschämt, unbequem, unbehaust, unbekümmert. Er wird

gefürchtet, ausgegrenzt, abgestraft, aber auch bewundert und gefeiert. Der *puer robustus* – der kräftige Knabe, der starke Kerl – ist ein Störenfried. [...] So kennt man den *puer robustus* als Unhold oder Held, Schreck- oder Wunschbild, Angstgegner oder Leitfigur.“ (Thomä 2016: 11).

Diese Denkfigur, so die Hoffnung von Thomä, macht es möglich, Zitat (Thomä 2016: 11), „eingespielte Denk- und Handlungsmuster zu verschieben und die ganze Szene [also z.B. die relativ stabile Narration über die Reformation] zu verwandeln.“. Denn, so Thomä an anderer Stelle (Thomä 2016: 12), die „politischen Aufbrüche und Umbrüche der Moderne stehen, so meine ich [also Thomä], für die Krisen, die nicht vom Zentrum der Macht [sc. und der *Ordnung*], sondern vom Rand her [sc. und damit durch die *Störung* der *Ordnung*] zu verstehen sind.“

Das Unartige, Unverschämte, Unbequeme, Unbehauste und Unbekümmerte des *puer robustus* scheint seinen Ausdruck auch zu finden in symbolischen Formen der Herabsetzung des Gegenübers, in sprachlichen Handlungen, Gesten, Ausdrucksformen der Kleidung, der Architektur, der Lebensweise – kurz: Mit seiner ganzen Erscheinungsform stört der *puer robustus* eine etablierte Ordnung permanent. Diese

beobachtbaren Störungen machen diskursive konstruierte Hierarchien und ihre Machtstrukturen sichtbar. Sie sind Gestalten des Wissens, indem sie Gewusstes in Frage stellen. Sie können eine stabile Funktion in Argumentationszusammenhängen haben und wissenskonstitutiv sein.

[FOLIE 18]

Auf der Basis beobachteter Störungen kann man den „robusten Knaben“ auf die Spur kommen und ihre besondere Bedeutung für gesellschaftliche Entwicklungen auch an ihren symbolischen Handlungen besser verstehen. Bevor man jetzt aber das Lied des spätauferklärerischen und romantischen Protestantismus mit seiner Verklärung Luthers als liberalem Helden zu singen anhebt, möchte ich zu bedenken geben, dass die Denkfigur, die Thomä aus der europäischen Ideen- und Geistesgeschichte wieder ans Licht bringt, strukturell nicht auf die großen Männer der Geschichte abhebt, die ‚zur richtigen Zeit, am richtigen Ort die richtigen Dinge‘ taten, sondern darauf, dass das Prinzip der Störung im puer robustus verkörpert wird.

[Folie 19]

Der Störenfried ist also einer, der nicht nur lediglich für eine Sache kämpft und dann aus dem Licht der Geschichte tritt, wenn sein Sieg erfochten bzw. seine Niederlage erduldet bzw. sein Opfer gebracht ist, sondern vielleicht gerade jemand, der ein Störenfried bleibt. Also jemand, der, unabhängig von der Bewertung gesellschaftlicher Lagen und Konventionen und Entwicklungen prinzipiell unartig, unverschämt, unbequem, unbehaust, unbekümmert ist – und, egal um welches Thema es im Diskurs auszufechten gilt, immer aneckt. Die Kehrseite in einer diskursiv konstruierten Welt heißt aber auch: Der Störenfried ist einer, der im Diskurs zu einem solchen gemacht wird.

Plakativ möchte ich Ihnen neben diesen bildlichen Auseinandersetzungen, die hier eher der Illustration dienen, hier drei typische Zitate präsentieren, die in verschiedener Hinsicht für den Unhold Luther stehen – Hexen, Zauberer, Frauen im Allgemeinen und aufsässige Bauern im Besonderen habe ich als Gruppen, auf die sich Luthers Zorn ebenfalls verbal richtet, nicht einmal mit hinzugenommen.

Durch die Geistes- und Ideengeschichte und auch die Sprachgeschichte hindurch wird immer wieder verwundert zur Kenntnis genommen, dass Luther mit seinen Schriften gegen seine Gegner so scharf vorgeht. Er meidet als Störenfried keinen einzigen Konflikt und ist dabei immer der Auffassung, dass seine Position die des Rechts ist. Er opponiert gegen gesellschaftlich akzeptierte Normen, die nicht mit seinem Weltbild in Einklang zu bringen sind. Ob das nun der Papst, oder der Kaiser, die nicht missionswilligen Juden oder der Bauernauführer Müntzer ist, ist aus Luthers Perspektive einerlei.

[FOLIE 20]

Dass er gegen Papst und Kaiser die Welt ins Wanken und die gesellschaftliche Ordnung vollkommen durcheinander brachte, bekümmerte ihn als unbequemen Reformator recht selten. Auch hatte er kein Mitleid für die, die er ins Unglück stürzen mochte, als er ihnen mit dem Ablass eine Versicherung für einen Ausweg aus der Verdammnis nahm. Wie den Papst traktiert er auch

[FOLIE 21]

Müntzer und die aufsässigen Bauern mit denselben symbolischen Mitteln: Was aus seiner Sicht nicht sein kann und nicht sein darf, wird offen, unbequem, unbekümmert und unartig angegriffen. Denn es geht um die Markierung einer Norm, einer Grenze, die der *puer robustus* mit seinen symbolischen Handlungen markiert. Auch wenn er später zu der Einsicht kommen wird, dass er ‚Mützer getötet habe‘ und ‚dessen Tod auf seinem Hals läge‘, so darf man doch annehmen, dass hier die Sorge um sein eigenes Seelenheil aus ihm sprach, was aber nicht zugleich heißen darf, dass er die Störung Müntzers bereute.

[FOLIE 22]

Ähnlich gestaltet sich sein Verhältnis zu Angehörigen der jüdischen Religion. Thomas Kaufmann hat in der vielbeachteten Monographie *Luthers Juden* zum einen dafür plädiert, „dass man sich Luthers Theologie ebenso wenig blindlings anvertrauen [solle], wie man sich als zurechnungsfähiger Mensch des 21. Jahrhunderts freiwillig den Heilkünsten eines Baders des 16. Jahrhunderts überlassen würde.“ (<https://goo.gl/QizicM>; Stand: 10.01.2018) Das betrifft auch sein Judenbild, das Kaufmann als diskursiv konstruiert fasst: 1523 stand er als *puer*

*robustus* gegen die römische Kirche; auf einer Seite mit den Juden. 1543, als seine Schrift *Von den Juden und ihren Lügen* erschien, war er längst der theologischen und missionarischen Auffassung, dass es keinen Grund für die Juden mehr gebe, sich gegen das Christentum zu stellen, da doch der Protestantismus die Fehlbarkeit der römischen Auffassung vom christlichen Glauben gezeigt habe. Er setzte eine Norm und tobte als *puer robustus* wie gegen den Papst nun gegen die Juden und andere an. Möglicherweise und nur möglicherweise liegt hier auch ein Erklärungsschlüssel für den antisemitischen und abergläubischen Luther: Es ging ihm, so Kaufmann, gar nicht um Juden, sondern um seine eigene Rolle als „Prophet Gottes“ und kirchenpolitischer Stratege. Für Kaufmann und die Kirchenhistorikerin Dorothea Wendebourg, die für den von Staat und Kirche getragenen wissenschaftlichen Beirat für das Reformationsjubiläum 2017 tätig waren, deuten die späten Judentexte Luthers darauf hin, „wie sehr er mittlerweile das Gedeihen der Reformation nur noch im Rahmen des Modells einer geschlossen evangelisch-christlichen Gesellschaft für denkbar und jeden Einbruch in die hier gewährleistete religiöse Homogenität für bedrohlich hielt“. Mit anderen Worten: Die Denkfigur des *puer robustus* legt nahe, dass Luther sowohl in Bezug auf den Papst als auch in Bezug auf die aufrührerischen

Bauern, Müntzer und die Juden ein eigenes Normsystem aufstellte und korrigierte, dessen Grenzen er genau beachtete und Grenzverletzungen symbolisch abstrafte – er war, um es knapp zu sagen, ein wilder Knabe mit dem Anspruch der normsetzenden Instanz. Was nicht sein konnte, das durfte nicht sein. In jede Richtung schlägt er aus, eckt an. Vielleicht trifft der Historismus mit den Worten: „Hier stand er, und konnte nicht anders.“ Luthers Rolle besser als das überlieferte „Gott hilf mir, Amen.“

[FOLIE 23]

Jetzt fragen Sie sich vielleicht, wie ich von dieser Charakterisierung auf mein Ursprungsthema, die „Baustelle des Frühneuhochdeutschen“ zurückkommen will. Nun, das ist relativ banal: Wenn Luther dem Wesen nach als puer robustus, als wilder Knabe, als normsetzende Instanz, die diese gleichzeitig sanktioniert, anzusehen ist, kann man möglicherweise auch seine Autorschaft und seine Übersetzertätigkeit unter dieser Prämisse zu beschreiben suchen und von einer stetig störenden und dadurch gestörten Autorschaft sprechen. Denn das Prinzip der Störung betrifft möglicherweise nicht nur die ideologischen Standpunkte, sein Auftreten und Grenzziehungen nach außen, die Luther immer wieder

anging, sondern auch seine eigene Arbeit – das, was durch ihn selbst zum Kanon wurde.

[FOLIE 24]

In der sprachwissenschaftlichen Literatur ist man sich einig, dass Luthers Rolle für die Entwicklung der nhd. Schriftsprache gern überschätzt wird. Allerdings ist seine Übersetzungstätigkeit wegweisend.

„man muss nicht die Buchstaben in der Lateinischen Sprache fragen, wie man Deutsch reden soll, wie es diese Esel tun, sondern man muss die Mutter im Haus, die Kinder auf der Straße, den gemeinen Mann auf dem Markt darum fragen und den selbigen aufs Maul sehen, wie sie reden. Und danach soll man übersetzen, damit sie es verstehen und bemerken, dass man Deutsch mit Ihnen redet.“ Der Seitenhieb auf den Gelehrtdiskurs, den „diese Esel“ ausgehend vom Latein aus führen, ist für den Störenfried typisch, zugleich setzt Luther aber auch eine Norm, an der er seine eigene Übersetzungstätigkeit messen lassen will. Er folgt dabei folgenden Prinzipien: Er versucht (1) den Sinn des Ausgangstextes zu erfassen und verzichtet auf wortwörtliche Übersetzungen. (2) Luther orientiert sich

zunehmend am hypotaktischen Stil, also der Überordnung und Unterordnung satzwertiger Ausdrücke. (3) Er ersetzt nominale durch verbale Fügungen. (4) Schlussendlich leistet er auch Wortschatzarbeit, indem er zahlreiche neue Begriffe prägt (wie „Herzenslust“ oder „Glaubenskampf“) und bestehende neu interpretiert und um zusätzliche Konnotationen, die zu Denotationen geworden sind, erweitert („Arbeit“). Wie Karlheinz Jakob jüngst im Einklang mit der Forschung erst wieder hervorhob, sind die Gruppen, die er im Sendbrief anspricht, allerdings nicht Normvorbilder für (5) „eine flüssige Syntax nahe der Sprechsprache“ (Jakob), sondern seine Adressaten:

[FOLIE 25]

Als sprachbegabter puer robustus setzt er nämlich, so würde ich ergänzen, seine eigene Norm, die auf die Zuhörer der Predigt als Vortrag in der Kirche von der Kanzel hin orientiert war. Denn die Kirche ist ein ‚Mundhaus nit ein Federhaus‘, wie Wolf Luther bereits 1980 zitiert.

[FOLIE 26]

Im Standardbeispiel aus der sprachhistorischen Forschung sehen Sie die ersten beiden Verse des 23. Psalms, der im Katechismus Luthers und in der Liturgie eine zentrale Rolle einnimmt. Zunächst den Entwurf und die Verbesserungen aus dem Jahr 1523, dann die Version des Erstdrucks aus dem Jahr 1524 und schließlich in der Ausgabe aus letzter Hand 1545.

Wie man leichthin erkennt, sind die Bearbeitungsstufen gravierend – und sie betreffen das Alte Testament, das Luther schlussendlich nur mit Unterstützung bewältigen konnte. Denn er konnte sich hier weitestgehend nicht allein auf den griechischen Text wie beim Neuen Testament konzentrieren, sondern musste das Hebräische konsultieren. In der Forschung ist man sich heute sicher, dass er einen Kreis von Gelehrten um sich hatte, die ihn hierbei unterstützten. Das „Deutsch“, welches Sie in den drei Belegen lesen, ist stets „Frühneuhochdeutsch“, das durch den Störfried Luther (und seine Werkstätten) so lange in Form gebracht wird, bis es seinem oben zitierten Anspruch genügt. Mit anderen Worten: Er arbeitet sich nicht nur an den Vorlagen, sondern auch an seinen und den von ihm verantworteten Texten zeitlebens ab. Das ist ein erstes Indiz für die Position, dass wir mit Luther nicht „DAS Frühneuhochdeutsche“ oder „DAS Ostmitteldeutsche“ oder „DIE Sprachform der Meißner Kanzlei“ vor

uns sehen, sondern eine Norm für den Sprachgebrauch, die eine eigenständige, aber wegweisende war.

[FOLIE 27]

Sie sehen hier chronologisch geordnet einen Ausschnitt seiner Arbeit am Neuen und Alten Testament, die er immer wieder und immer wieder bearbeitete, korrigierte und verbesserte.

1522 legt er das Septembertestament vor, welches noch im Winter desselben Jahres als Dezembertestament mit **aktualisiertem Text** und **korrigierten Bildern** erscheint. Sieben Jahre später liegt die Revision des Neuen Testaments vor, 1530 schließt Luther die Arbeit mit einer endgültigen Edition des NT ab. Gleichzeitig beginnt die Arbeit am Alten Testament, welche Luther wohl nicht allein verantwortete, sondern mit Unterstützung seiner Netzwerke in Wittenberg anfertigte. 1524 sind der Pentateuch, die historischen und poetischen Bücher vorgelegt, 1526 Jona, Habakuk, 1528 Sacharja und Jesaja. Im Jahr darauf folgt Salomon, 1530 dann Daniel, Hesekiel, 1531 der Psalter, 1532 die Prophetenbücher. 1533, kurz vor Beginn an der Gesamtausgabe, werden Jesus Sirach und das erste

Buch der Makkabäer fertiggestellt. 1534 liegt die Gesamtausgabe der Bibel vor und 1545 datiert die Ausgabe aus letzter Hand. Wenn man so will, arbeite Luther seit 1522 unermüdlich an der Bibel; eine Tätigkeit, die ihn über 10 Jahre bis 1534 beschäftigte.

[FOLIE 28]

Auch die Ausgaben der Bibel, die zu seiner Lebzeit erscheinen, ist beachtlich. Man kann, rechnet man die oberdeutschen Drucke aus Augsburg und niederdeutschen Drucke aus Erfurt und Magdeburg (eigentlich Magdeborch) ein, davon sprechen, dass faktisch, von einigen kleineren Lücken abgesehen, alle zwei Jahre eine Neue Version des Luthertextes, so, wie er vorlag, erschien – von den Nachdrucken nicht einmal zu reden.

Allein die schiere Menge an Überarbeiten und Bearbeitungen auch durch die Drucker, wie Hans Lufft in Wittenberg, und die Bebilderungen durch die Cranach-Werkstatt legt die Vermutung nahe, dass wir hier einen Störenfried vor uns haben, der immer wieder eingreift, die selbst gestiftete Ordnung verwirft, neu schafft, unermüdlich. Immer wieder eckt er an seine

eigenen Übersetzungen an, arbeitet sich daran ab – es ist eine störende und gestörte Autorschaft.

Sieht man ihn hier bei der Arbeit, den sich selbst immer wieder Störenden, dann verwundert der sprachliche Reichtum, seine Variantenvielfalt und sein Einfallsreichtum nicht – er muss sich immer wieder selbst übertreffen, immer wieder neue Normen setzen, die weit über das hinausgehen, was er selbst noch wenige Jahre vorher als gut, als ordentlich – gegen die bestehende Ordnung - etablierte.

[FOLIE 29]

Ob beabsichtigt oder nicht, wählte die SLUB gestern auf Twitter dafür den passenden Begriff

[FOLIE 30]

Schauen wir uns einzelne Überarbeitungen im Detail an. Ich habe dazu eine Erzählung aus der Bibel ausgewählt, die meist nicht im Fokus der Auseinandersetzung mit Luthers Bibelübersetzungen steht – da sind die Arbeiten zum Psalter oder dem Pentateuch oder zu Römerbrief und

Offenbarung prominenter besetzt. Da sie aber nachgerade zum Konzept des puer robustus wie wohl kaum eine andere Passage passt, möchte ich hier darauf eingehen. Luther selbst rückt sich selbst am 12. August 1545 – ein halbes Jahr vor seinem Tod – in einer Predigt zu Mt 21 in Leipzig in die Tradition des Propheten gegen die römische Kirche<sup>1</sup>: Sie sehen eine bildliche Darstellung dieser Geschichte, die als „Tempelreinigung“ bekannt ist, hier nach dem Johannesevangelium. Ich zitiere allerdings im Folgenden Mt nach der 2017er Bearbeitung (Sie finden Sie auf Ihrem Handout auf S. 1):

[FOLIE 31]

Und als er in Jerusalem einzog, erregte sich die ganze Stadt und sprach:  
Wer ist der?

Das Volk aber sprach: Das ist der Prophet Jesus aus Nazareth in Galiläa.  
Und Jesus ging in den Tempel hinein und trieb hinaus alle Verkäufer und Käufer im Tempel und stieß die Tische der Geldwechsler um und die Stände der Taubenhändler

---

<sup>1</sup> Konrad Hamman. 2000. Universitätsgottesdienst und Aufklärungspredigt (Beiträge zur historischen Theologie 116). Tübingen.

und sprach zu ihnen: Es steht geschrieben: »Mein Haus soll ein Bethaus heißen«; ihr aber macht eine Räuberhöhle daraus.

Und es kamen zu ihm Blinde und Lahme im Tempel, und er heilte sie.

Als aber die Hohenpriester und Schriftgelehrten die Wunder sahen, die er tat, und die Kinder, die im Tempel schrien und sagten: Hosianna dem Sohn Davids!, entrüsteten sie sich

und sprachen zu ihm: Hörst du auch, was diese sagen? Jesus sprach zu ihnen: Ja! Habt ihr nie gelesen: »Aus dem Munde der Unmündigen und Säuglinge hast du dir Lob bereitet«? Und er ließ sie stehen und ging zur Stadt hinaus nach Betanien und blieb dort über Nacht. (Mt 21,10-17)

Jesus Christus, Träger göttlichen Charismas, gefährdet grundsätzlich das Amtcharisma der Verwalter des alten Kultes. Es ist vor diesem Hintergrund vielleicht kein Wunder, dass im Gegensatz zur Geburt Jesu Christi, die nur bei Lukas und Matthäus berichtet wird, alle vier Evangelien des Kanons die so genannte „Tempelreinigung“ durch Jesus Christus zum Thema machen (Mt 21,12–17; Mk 11,15–18; Lk 19,45–48; Joh 2,13–16; Sie finden sie auf Ihrem Handout). Der Träger göttlichen Charismas stellt in der narrativen Würdigung durch Schriftauslegung, konsequente Umsetzung und Normverletzung (Riesebrodt 2001, 198) die Auslegungskompetenz, religiöse,

rituelle Praxen sowie das Amtscharisma der Priester und Verwalter des alten Glaubens (Klein 1997, 476) und damit alle ihre Transzendierungsakte, mit denen sie sich auf die Transzendenz beziehen, so radikal in Frage, dass sie ihn und seine „Lehre“, die nichts anderes ist als ein Neuansatz von Prozessen der Transzendierung, im Wortsinne bei Markus *aus der Welt* schaffen wollen.

Sie finden vor sich ein Handout mit den Varianten der Tempelreinigung in den Ausgaben des Neuen Testaments von 1522 in der linken Spalte und 1545, der Ausgabe letzter Hand, in der rechten Spalte. Zur Orientierung lasse ich Ihnen die Übersetzung der aktuellen Ausgabe von 2017 hier präsentiert.

Ich habe Ihnen nur die augenfälligsten Änderungen markiert, die Änderungen im Kleinen sein mögen, und nicht nur die Arbeit Luthers und seiner Helfer, sondern auch die Arbeit der Drucker repräsentieren. Aber man sieht neben dem bereits exemplarisch zitierten Psalm 23, dass aus den Werkstätten in Wittenberg kontinuierlich überarbeitete Texte hervorgehen. Die Änderungen mögen noch so klein sein, aber man kann sich der Rolle Luthers als initiierendem Bearbeiter und Übersetzer klarer

werden. Er *steuerte*, als *puer robustus*, die Übersetzungstätigkeit als Sprachbegabter nach seiner Orientierung an der Predigt und damit an ‚flüssiger Syntax nahe der Sprechsprache‘. Mit anderen Worten: Er kann als normsetzende Instanz gelten, der – ohne weitreichende Kenntnis von großlandschaftlichen Schreibsprachen zu haben – das Ostmitteldeutsche als Schreibsprache nicht nur konsequent als Übersetzungsvarietät etabliert, sondern sie zugleich stetig modernisiert. Auf der Baustelle in Wittenberg wird eine Varietät postuliert, die ihrer Zeit voraus ist. Die Störung ist hier – aus unserer Sicht – äußerst produktiv. Luther ist damit vielleicht nicht der (alleinige) „Sprachschöpfer des Frühneuhochdeutschen“ der älteren Forschung, aber auch viel mehr als bloßer ‚Katalysator‘ (Besch).

Vergleichen Sie bitte nur die Ausgaben von 1522 und 1545. Hervorheben möchte ich folgende Aspekte:

- Großschreibung von Nomina,
- Komposition (tawben kremer / Taubenkremer)
- Zusammenschreibung (zu gericht / zugereicht / umb brechten / umbbrechten)
- Bildung von syntaktischen Einheiten,
- Flektion und Ausdifferenzierung von Pronomina (yhn / jnen),

- Gezielte Differenzierung zwischen Tempusformen (heylet / heilete)
- Lexik (gezeug / etwas)

Die Änderungen mögen für sich genommen kaum beachtenswert sein, verändern aber die Texte nicht unwesentlich – auch hinsichtlich ihrer sprachlichen Struktur und Qualität. Man denke neben Groß- und Kleinschreibung, Zusammenschreibung und der Änderung auf lexikalischer Ebene nur daran, wie durch eine Wiederhereinnahme der Flexionsendungen (zu Erkennen besonders an den femininen Flexionsformen und den Pronomina) der sonst im oberdeuten Sprachraum beobachtbare Nebensilbenschwund als Sprachwandel gestört wird. Ist das „Lutherische e“ also doch mehr als ein Kennzeichen ostmitteldeutscher Texte, die von den Gegnern der Reformation als solche gekennzeichnet werden? Ist es die Störung, die von der Baustelle in Wittenberg dem Sprachwandel entgegenstellt und wieder ins Spiel gebracht wird? Reizvoll ist diese Idee und sie würde zum puer robustus passen. Nur müssen wir uns von der Idee wohl verabschieden, dass Luther allein dafür verantwortlich ist.

[FOLIE 32]

Weitere Arbeiten in diesem Bereich sind notwendig, die vielleicht auch auf die Frage abzielen, welche Störungen sich in Luthers Arbeiten noch beobachten lassen. Werner Besch betonte schon, dass Luther in die maßgebliche kursächsische Schreibtradition Wittenbergs eingebunden war, aber was bedeutet das konkret? Vor dem Hintergrund gestörter und störender Autorschaft als *puer robustus* ist damit zu rechnen, dass auf Luthers Baustelle vor allem Luthers Norm galt. Er ist, wie Karlheinz Jakob zusammenfasst, „eine durchsetzungsstarke, selbstbewusste Persönlichkeit. Die Grenzen zur Selbstherrlichkeit sind häufig fließend [...]. Wer in diesem Ausmaße von seiner Mission überzeugt ist, ist dies auch von seiner Sprache.“ – und gegen seine Gegner. „Das Deutsch seiner Bibel ist wohl der wichtigste Steuerungsfaktor in der jüngeren Sprachgeschichte“ – davon ist bereits Werner Besch überzeugt. Wie viel davon ist Luthers eigene Norm, die er für richtig hielt und für die er hier und jetzt stand? Ist sie gerade deshalb innovativ, weil sie Sprachwandel störte (indem spezifische Sprachformen konserviert oder gar wieder aufgefunden worden sind) und auf anderen Ebenen modernisierte?

Da Luther selbst die Norm, die er selbst setzte, permanent (produktiv) störte und verletzte, ist das „Deutsch seiner Bibeln“, muss man heute sagen, je einzigartig. Wir wissen auch, dass in den Werkstätten keine einzige deutschsprachige vorreformatorische Bibelausgabe verwendet worden ist. Wenn man so will, ist der puer robustus damit ein entscheidender Faktor für die Sprachentwicklung, denn er inspirierte Übersetzer, Drucker und bildliche Darstellung in den Wittenberger Werkstätten.

[FOLIE 33]

Und er bleibt, wie Thomä sagt, ein Vexierbild: ein Unhold oder ein Held, ein Schreck- oder ein Wunschbild, ein Angstgegner oder eine Leitfigur. Darin liegt der Reiz der Denkfigur des puer robustus und vielleicht die Tragik eines Martin Luther – ohne seine permanenten Störungen und seinen Hang und Willen zur Störung und Selbstüberschätzung hätte es weder die Auseinandersetzungen mit Rom, Müntzer, Hexen und Juden gegeben, noch eine stetig verbesserte Übersetzung der Bibelsprache. Nur leistet er diese Arbeit nicht als Genius allein, sondern in einer inspirierten Gemeinschaft – der historisierte ‚Auftritt‘ auf dem Reichstag in Worms kann also nur bedingt dazu dienen, ihn als Übersetzer und Autor zu

charakterisieren. Gleichwohl ist er der erste ‚Medienstar‘, um noch einmal Kaufmann zu zitieren, der neuen Druckkultur. Er ist nicht nur Katalysator (Besch), sondern „Sprachpräger“ im 16. Jh. (Jakob), aber ohne Sprachprogramm. [FOLIE 33]